Preis 10 ₰

Hamburger Echo

Hamburg-Altonaer Volksblatt

Gegründet 1875

Das Hamburger Echo erscheint täglich einmal, außer den 2. Feiertagen. Bezugspreis: Im voraus zahlbar: Monatlich 2,50 Mk. (einschließlich 0,56 Mk. Zustellungsgebühr), wöchentlich 0,60 Mk. (einschließlich 0,13 Mk. Zustellungsgebühr) Für Abholer wöchentlich 0,55 Mk. Durch die Post zu gleichen Bezugspreisen zuzüglich Bestellgeld
Redaktion: Fehlandstraße 11, I. Fernsprecher: (H. 2) Elbe 1691 und 1693.
Verantwortlicher Redakteur: Paul Bugdahn, Altona.
Buchhandlung: Fehlandstraße 11, Erdgesch. Fernsprecher: (H. 2) Elbe 6620.
Buchdruckereikontor: Fehlandstr. 11, I. Fernspr.: (H. 2) Elbe 6620 u. 6621.

Anzeigenpreise verstehen sich in Reichsmark: die 13 gespaltene Nonpareillezeile 45 Pf. Private Familienanzeigen 30 Pf. Stellenangebote 35 Pf. Stellengesuche 25 Pf. Kleine Anzeigen bis 9 Zeilen die Zeile 30 Pf., 10 bis 15 Zeilen die Zeile 35 Pf. Reklamezeile 3,50 Mk. Anzeigen müssen im voraus oder sofort bezahlt werden.
Anzeigenannahme Fehlandstr. 11 (Fernspr.: Elbe 1694), Hochpart. (bis 6 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 3 Uhr) und in allen Annoncenbureaus. Platz- und Datenvorschriften unverbindlich

Nummer 303 — Mittwoch, 2. November 1927 — 53. Jahrgang

Die Einigkeit des österreichischen Sozialismus.

Schluß des Parteitages.

Wien, 1. November. (Eig. Drahtb.)

Am Dienstag nachmittag wurde der Parteitag der Sozialdemokratie Deutschösterreichs geschlossen. Vorauf ging am Vormittag die Erledigung einer ganzen Reihe von Anträgen. Einer davon besagt, daß das sogenannte Komitee zur Förderung der internationalen Gewerkschaftseinheit eine kommunistische Keimzelle ist, die in Wirklichkeit der Spaltung der Arbeiterbewegung dient. Daher sei

die Zugehörigkeit zu diesem Komitee und die Teilnahme an den von diesem Komitee organisierten Rußlandreisen mit der Parteizugehörigkeit unvereinbar.

An den Beratungen über diesen Antrag nahm u. a. auch ein der Partei angehöriges Mitglied dieses Komitees teil, das in einer sehr langen Erklärung voll heftiger Angriffe gegen die Partei die Rußlandreisen und das Zusammengehen mit den Kommunisten zu verteidigen suchte. Dies erregte stürmischen Widerspruch. Der Antrag wurde schließlich einstimmig angenommen.

Am Nachmittag wurde zunächst der bisherige Parteivorstand wiedergewählt. Anschließend erstattete Bürgermeister Seitz den Bericht der Resolutionskommission, die sich u. a. mit dem Koalitionsproblem zu befassen hatte. In der von dieser Kommission einstimmig angenommenen Entschließung heißt es u. a.:

„Die Sozialdemokratie hat in der Zeit des Umsturzes und auch in späteren Zeiten, als in andern Staaten immer wieder Blut in Strömen floß, Deutschösterreich vor dem Bürgerkrieg bewahrt. Die Partei der Bourgeoisie treibt unter der Führung des Prälaten Seipel eine Politik, die die Gegensätze in solchem Maße verschärft, daß der notwendige wirtschaftliche und politische Kampf schließlich im Bürgerkrieg zu enden droht. Die Sozialdemokratie hat im Linzer Programm anerkannt, daß unter bestimmten geschichtlichen Voraussetzungen die Kooperation der Klassen, sei es in der Form einer Koalitionsregierung oder in anderer Form, vorübergehend sein kann. Aber solange die bürgerlichen Parteien dabei bleiben, die Sozialdemokratie zu nullifizieren, ist keine Koalition möglich. Der Parteitag stellt fest, daß das Regierungssystem Seipel nicht nur unvereinbar ist mit den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessen der Arbeiterklasse, sondern auch die ungestörte demokratische Entwicklung der Republik gefährdet. Alle, die den Bürgerkrieg verhüten und die Sicherheit herstellen wollen, daß die in der kapitalistischen Gesellschaft unvermeidlichen Klassenkämpfe nicht in Katastrophen enden, sondern als geistige Kämpfe auf dem Boden der Demokratie geführt werden, fordert die Partei auf, gemeinsam mit der Arbeiterklasse das Regierungssystem des Bürgerblocks zu bekämpfen."

Die Entschließung wurde einstimmig angenommen. Damit hatte der Parteitag sein Ende erreicht.

*

Der Wiener Parteitag ist geschlossen; Tage einer wahrhaft denkwürdigen Debatte sind vorüber. Was man von der Auseinandersetzung innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie erwarten konnte, ist eingetreten: eine Debatte von seltener Höhe, voll Leidenschaftlichkeit und Besonnenheit und überraschender theoretischer Sicherheit hat die Partei auf der Höhe ihrer geistigen und politischen Kraft gezeigt. Um Oesterreich ist uns nicht bange!

Wir haben am Sonntag die Grundlagen der Parteitagsdebatte bereits skizziert und die Erwartung ausgesprochen, daß die Parteimitte unter Führung Otto Bauers letzten Endes obenauf bleiben würde. Es ist so gekommen. Der Angriff, den die äußerste Parteilinke durch Max Adler gegen die Parteiführung richten ließ, brach schon in dem Augenblick zusammen, als er ausgeführt wurde. Die Rennersche Parole der Koalitionsbereitschaft war durch Renner und seine Anhänger selbst mit so viel Vorbehalten umgeben worden, daß eine praktische Folge nicht zustande kam. Indessen stand überhaupt nicht die Frage der Koalitionspolitik so sehr im Vordergrunde der Debatte, wie es die bürgerliche Presse, vor allem die in österreichischen Dingen immer schlecht unterrichtete demokratische Presse glauben machen konnte. Prinzipiell hatte die österreichische Partei die Koalition niemals verworfen, allerdings immer gesagt, daß auch die Koalition nur eine besondere Form des Klassenkampfes sei, und daß eine Koalition nach Erledigung eines bestimmten Programms notwendigerweise immer wieder auseinanderfallen müsse. Auf der andern Seite war die Möglichkeit eines Bürgerkrieges niemals geleugnet worden; aber man hatte immer mit großem Nachdruck betont, daß der offensive Bürgerkrieg für eine Arbeiterpartei nicht in Frage kommt.

Die Erörterungen des Wiener Parteitages haben an dieser grundsätzlichen Abgrenzung gegen rechts und links nichts geändert.

Das ging einmal aus der Beurteilung der Ereignisse am 15. Juli hervor, wobei der Parteitag mit einer seltenen Einmütigkeit das Vorgehen der Demonstranten als schwere Disziplinlosigkeit ablehnte. Der Versuch Max Adlers, die wilde Demonstration des Blutfages zu heroisieren, löste den stürmischsten Widerspruch des ganzen Parteitages aus. Auf der andern Seite erfuhr ein wohlmeinender, aber von der Bürgerkriegsfurcht gelähmter Kritiker, wie Dr. Oskar Trebitsch, eine beinahe ebenso heftige Ablehnung, als er sich zu der kühnen Behauptung verstieg, daß man alle jene Elemente in der Partei, die nie genug Kampf oder Krampf, Demonstration oder Radau haben können, in Gottes Namen ziehen lassen solle. Ihm antwortete unter stürmischem Beifall Friedrich Austerlitz, der ihn mit Dr. Seipel verglich; denn Seipel schelte diejenigen, die aus der katholischen Kirche austräten, schlechte Christen, und Trebitsch schelte diejenigen, die aus der Sozialdemokratie austreten wollten, schlechte Sozialdemokraten. Die Partei aber könne es sich nicht gestatten, leichten Herzens auch nur auf einen einzigen Mann zu verzichten. Neu war an der Debatte nur das lebhafte Hervortreten der Provinzvertreter, die mit großer Hartnäckigkeit darauf hinwiesen, daß Wien nicht das Land Oesterreich sei, und daß eine österreichische Sozialdemokratie, die ihre Politik oder auch nur ihre Ausdrucksweise nur nach Wiener Verhältnissen richte, zum Leben nicht fähig sei. Von dieser Seite wurde auch stärker als es bisher geschehen ist, auf die Bedeutung der Verwaltungsarbeit hingewiesen, und wiederum war es Otto Bauer, dem es gelang, mit einer grandiosen Zusammenfassung beide bei den Auseinandersetzungen hervortretenden Richtungen zu vereinen. In seiner großen Schlußrede führte er aus, daß für das Proletariat notwendigerweise die Möglichkeit einer Spaltung immer gegeben sei; denn ein Teil des Proletariats müsse darauf bestehen, daß sein Leid, daß seine Erbitterung, seine Auflehnung und sein Trotz in der Partei, der es angehöre, zum Ausdruck komme. Ein anderer Teil des Proletariats aber nehme ebenso notwendigerweise die heroische Aufgabe des Kleinkampfes auf sich, verrichte die mühselige und graue politische Werktagsarbeit, müsse sie verrichten um des Proletariats willen. Nur zu leicht sei es dann möglich, daß beide Teile sich schlecht oder gar nicht verständen.

Man solle Reformarbeit auf der einen, Idee auf der andern Seite nicht gegenüberstellen.

Von der Idee aus komme der Elan, die Leidenschaft des Kampfes, die unersetzliche Fähigkeit, Opfer auf sich zu nehmen für die Partei, zu darben und schuften, wenn es sein muß. Und umgekehrt könne die Idee nie lebendig werden ohne jene mühsame und anonyme Kleinarbeit in Gemeinde und Verwaltung, die dem kapitalistischen Regime im zähen Nahkampf jeden Fußbreit Bodens abringe. Dieser Zusammenfassung Otto Bauers gab der Parteitag in brausendem, minutenlangem Beifall seine Zustimmung. Er bewies damit, daß die Sozialdemokratie Oesterreichs neuen Kämpfen und neuen Aufgaben gegenüber in einzigartiger Geschlossenheit, mit Mut und Besonnenheit zugleich, wie Austerlitz es gefordert hatte, ihren Mann stehen wird.

Der Flaggenstreit der Berliner Hotels lebt wieder auf. „Adlon" hat aus Anlaß der Anwesenheit des ehemaligen Kronprinzen von Korea neben der japanischen die schwarzweißrote Handelsflagge, nicht aber die verfassungsmäßigen schwarzrotgoldenen Farben gehißt.

Franklin-Bouillon,
der die französische radikal-soziale Partei vergeblich in das reaktionäre Lager hinüberzuziehen suchte.
(Journal.)

Großer Wahlerfolg der englischen Sozialisten.

WTB. London, 1. November. **Im ganzen Lande, mit Ausnahme des Kreises London, fanden heute Neuwahlen für ein Drittel der Stadträte statt. Nach den bis 23,30 Uhr vorliegenden Ergebnissen hatten die einzelnen Parteien folgende Gewinne und Verluste zu verzeichnen: Konservative Gewinn 6, Verlust 33, Liberale Gewinn 5, Verlust 12, Arbeiterpartei Gewinn 42, Verlust 6, Unabhängige Gewinn 11, Verlust 13.**

Beseitigung der Ein- und Ausfuhrverbote?

SPD. Genf, 1. November. (Eig. Drahtb.)

Aus Darlegungen, die der Präsident der Staatenkonferenz für die Beseitigung der Ein- und Ausfuhrverbote und deren Beschränkung am Dienstag abend den Pressevertretern machte, geht hervor, daß die Konvention nur mit einer bedeutenden Lücke zum Abschluß gebracht werden kann. Es müssen nämlich in einer Uebergangsbestimmung noch eine Reihe von außerordentlichen Ein- und Ausfuhrverboten befristet beibehalten werden. Dabei handelt es sich hauptsächlich um das englische Farbeneinfuhrverbot und das polnische Stickstoffeinfuhrverbot, sowie um das französische Eisenausfuhrverbot, das tschechoslowakische Häuteausfuhrverbot und das rumänische Rohpetroleumausfuhrverbot. Man ist übereingekommen, daß bis zum 1. Februar Vorbehalte zu diesen Verboten gemacht werden können. Darauf sollen die Vertreter derjenigen Staaten, die die Konvention bis dahin unterzeichnet haben, zusammentreten, um sich über die Tragweite dieser Vorbehalte und die Dauer der beizubehaltenden Verbote, die nicht über 30 hinausgehen sollen, zu verständigen. Eine andere bedeutende Schwäche der Konvention, die man am Sonnabend oder Montag zu unterzeichnen hofft, liegt in dem Artikel 7 über die einzuführende Schiedsgerichtsbarkeit für die Regelung von Differenzen aus der Konvention.

Der Kampf der tschechischen Eisenbahner

Faschistische Abwehrmethoden der Regierung.

WTB. Prag, 1. November. Das Gewerkschaftsorgan der Eisenbahner ist auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik wegen Veröffentlichung der Beschlüsse der Organisation über das weitere Vorgehen der Eisenbahner beschlagnahmt worden. Die Blätter betonen, daß die Tageszeitungen allgemein auf die Gefahr der Beschlagnahme aufmerksam gemacht worden seien, falls sie die Entscheidung der Exekutive über die Art des Abwehrkampfes der Eisenbahner abdrucken. Das sozialdemokratische Zentralorgan und andere sozialistische Blätter weisen auf die ernste Lage hin, die durch die Verschärfung des Konfliktes bei den tschechoslowakischen Staatsbahnen entstanden ist.

Danzig vor der Entscheidung.

Von Erich Brost, Danzig.

Der Streit mit Polen.

Es gibt in Genf wohl keine Völkerbundsversammlung und keine Ratssitzung, in der die Matadoren der europäischen Politik sich nicht mit Danziger Fragen mehr oder weniger intensiv zu beschäftigen haben. Da gibt es immer neue Streitigkeiten der Freien Stadt mit ihrem großen Nachbarn Polen oder auch alte Konflikte, die von einer Sonderkommission in die andere wandern, begraben und wieder hervorgeholt werden, um schließlich in einem Danzig wenig günstigem Sinne ihre Lösung zu finden. So bringt sich Danzig in der deutschen Presse immer wieder in Erinnerung. Die eigenartige staatsrechtliche Stellung, die diese ehemals reichsdeutsche Stadt durch den Friedensvertrag von Versailles erhalten, hat es mit sich gebracht, daß alle Danziger Interessen in hohem Maße gleichzeitig polnische und deutsche Belange berühren und damit nicht nur Gegenstand der Politik dieser beiden Staaten, sondern ganz Osteuropas werden.

Danzig hat eine rein deutsche Bevölkerung — von den 350 000 Einwohnern des Freistaates sind kaum 10 000 Polen — und niemand wagt das noch ernstlich zu leugnen, aber das große natürliche Hinterland, auf das Danzig wirtschaftlich allein angewiesen ist, gehört zur Republik Polen. Der gesamte Handel, der seinen Weg weichselabwärts nimmt, geht über Danzig, und dieses geographisch einheitliche Wirtschaftsgebiet ist auch zollpolitisch zusammengeschmiedet worden. Die Danziger Eisenbahn befindet sich in polnischer Regie, der Hafen wird von Danzig und Polen gemeinsam verwaltet. Polen unterhält ein eigenes Postamt und hat die Freie Stadt außenpolitisch zu vertreten. Internationales Kapital ist an Danzigs Handel mit Industrie in erheblichem Maße beteiligt, und durch die Zolleinheit mit Polen ist die Danziger Bevölkerung in der Hauptsache auf den Konsum von Waren angewiesen, die in Polen und Danzig produziert werden.

Bei einer so starken Verflechtung der gegenseitigen Wirtschaftsinteressen ist es einleuchtend, daß beide Staaten bestrebt sein müßten, in möglichst gutem Einvernehmen miteinander zu leben. Statt dessen sind jedoch unausgesetzt Kräfte am Werk, die immer wieder einer Verständigung entgegenarbeiten und mutwillig oder auch aus mangelnder Einsicht das Einvernehmen stören. Polnische Expansionslust war es in erster Linie, die die Danziger Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen ließ und ständig neue Gelegenheiten fand, in die Interessensphäre der Freien Stadt einzudringen: der Konflikt um die polnischen Postbriefkästen, der Streit um das Klagerecht der Eisenbahner, die Benutzung der Halbinsel Westerplatte als polnisches Munitionslager und vieles andere.

Der Konflikte ist kein Ende. Was aber das staatliche Leben noch unerträglicher macht, ist der Umstand, daß die inneren wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse ebenso ungünstig liegen. Zwar hat sich die Wirtschaftslage wie in allen Staaten so auch in Danzig seit den katastrophalen Verhältnissen nach der Inflation gebessert. So hat beispielsweise der Umschlag des Danziger Hafens den Friedensstand weit überschritten. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Arbeitslosigkeit in Danzig noch immer recht erheblich ist. Arbeiten, die früher im Hafen einer großen Anzahl von Arbeitern Beschäftigung gaben, werden heute maschinell erledigt. Außerdem fehlen der Danziger Industrie ausreichende Aufträge. Dazu verschlingt der Staatshaushalt Summen, die für die Danziger Wirtschaft nur schwer tragbar sind.

Die Sünden des deutschnationalen Senats.

Und hier trifft den Danziger Senat eine schwere Schuld. Danzig hat seit der Abtrennung vom Deutschen Reich mit einer kurzen Unterbrechung eine Regierung gehabt, die völlig unter deutschnationalem Einfluß steht. Wie alle abgetrennten Gebiete, wurde auch Danzig von der nationalen Welle erfaßt, und das hat nach den verschiedensten Richtungen hin verhängnisvolle Folgen gezeitigt. Die Regierung, die zu einem Drittel aus hauptamtlichen Senatoren besteht, die dem Parlament nicht verantwortlich sind — ein Zustand, der dringend der Abhilfe bedarf —, hat den kleinen Zwergstaat mit einem ungeheuren Beamtenapparat belastet, und eine unverantwortliche Vetternwirtschaft hat es mit sich gebracht, daß Danzig heute zum mindesten die gleiche Anzahl höherer Beamter besitzt, wie früher ganz Westpreußen. Außerdem sind die Gehälter der Danziger Beamten durchschnittlich um 10 % höher als die der reichsdeutschen. Die Finanzwirtschaft des Senats hat zur Folge gehabt, daß die Steuerschraube immer stärker angezogen wurde. Das Stiefkind der Danziger Gesetzgebung ist aber die Arbeiterschaft. Noch immer gibt es keine Arbeiter- und Angestelltenkammern, die soziale Gesetzgebung hinkt hinter der deutschen her. Die Erwerbslosenfürsorge liegt in den Händen von fast ausnahmslos reaktionär und unsozial eingestellten Beamten. Was die Arbeitslosigkeit noch besonders verschärft, ist der Umstand, daß die deutschnationalen Großagrarier, die sich mit ihrer streng nationalen Gesinnung nicht genug brüsten können, zu Tausenden polnische Saisonarbeiter gegen Schandlöhne beschäftigen, ungeachtet

Der falsche Prinz.

Lebenserinnerungen von Harry Domela.

[52]

Der Salon war wirklich eines Fürsten würdig. Der Boden war mit einem bordeauxroten Teppich bedeckt. Die Wände waren hell gehalten. Große Spiegel und ein mächtiger Marmorkamin schufen einen wirklich königlichen Raum. Aus dem Salon ging eine Tür auf eine offene Terrasse, von der ich einen Blick über den weiten Platz vor dem Hotel und auf den Straßenverkehr in der Nähe hatte. Das Schlafzimmer mit zwei Betten machte einen traulichen Eindruck. Alle Möbelstücke waren aus Mahagoniholz, die Schränke in die Wände eingelassen. Als der Direktor mich in die Zimmer geleitete, hatte er mich schmunzelnd und vielsagend auf das Bild der Kronprinzessin hingewiesen. Er hatte es mittlerweile hier ins Schlafzimmer hängen lassen. Ich dankte ihm gnädigst für die Aufmerksamkeit. Ein prunkvolles Marmorbad ergänzte den überwältigenden Eindruck. Zu den Zimmern gehörte noch ein Vorzimmer, das als Garderoberaum gedacht war, und ein Zimmer für den Diener. Ich war im siebenten Himmel! Ich mußte an Berlin zurückdenken, wo ich zusammen mit Wolf mit brennenden Augen vor den Stätten moderner Raumkunst gestanden hatte, und jetzt besaß ich es alles selbst! Glanz, Schönheit, Ruhe! Es war wie ein Traum. Ich versank in all diesem Reichtum. Es war mir gar nicht mehr bewußt, daß mir all dies nicht gehörte. Ich besaß es, weil ich da war. Alles Dumpfe, Finstere, Häßliche und Grausame lag weit hinter mir. Hier in diesem Hause, wo nur ganz wenige Gäste die idyllische Ruhe eines Fürstenhofes störten, hier wollte ich den Zustand des Glücks bis zur Neige auskosten. Hier ging ich auf der Sonnenseite eines abgeklärten, wunschlosen Lebens. Bisher war ich in meinem Leben ein geschundener und bösgezauster Mensch gewesen. Jetzt saß ich an den Tafeln des Ueberflusses und war glücklicher als der gichtgeplagte Fürst, der zuweilen in diesen selben Räumen hier wohnte.

Das Telephon klingelte. Der Direktor fragte mich unterthänigst, was ich am Abend unternehmen wolle. Ich hatte nichts Bestimmtes vor. „Ich setze mich sofort mit dem Intendanten unseres Theaters in Verbindung. Königliche Hoheit würden dem Intendanten eine große Freude bereiten, falls Königliche Hoheit die Gnade haben würden, heute abend in der Oper zu erscheinen." Auch gut, dachte ich, und stimmte zu. Den Tee ließ ich mir im Salon servieren. Der Direktor hatte es sich nicht nehmen lassen, mir Gesellschaft zu leisten und mich persönlich zu bedienen. Er war überglücklich. Das Telephon klingelte wieder. Der Direktor sprang auf und meldete, der Intendant stelle mir für die Dauer meines Aufenthaltes die Hofloge des Herzogs zur Verfügung. Ich dankte und bemerkte, daß ich von dem freundlichen Anerbieten gern Gebrauch machen werde. Inzwischen rief ich den Kommerzienrat auf Kreuzburg an und teilte ihm mit, daß ich in Gotha sei. „Wären Sie doch einige Stationen weitergefahren," sagte er. „Ich würde mich freuen, Sie bei mir begrüßen zu dürfen." Ich erwiderte, er habe sich doch erholen, ich ihn daher nicht stören wollen. „Sie stören mich nicht, junger Freund. Allerdings erwarte ich heute den Besuch einer Jugendfreundin aus Amerika. Falls es Sie nicht geniert, bitte ich Sie, noch heut herüberzukommen." Ich überlegte. Es reizte mich, die Kreuzburg zu sehen. In ein paar Wochen war doch alles aus! Ich sagte für den nächsten Zug zu. Mein kleiner Handkoffer war schnell wieder gepackt. Nachdem ich den Tee eingenommen hatte, begab ich mich in die Halle hinunter. Der Direktor begleitete mich stolz wie ein Triumphator. In Gotha war mittlerweile der hohe Besuch schon bekanntgeworden. Alle, die von meiner Ankunft unterrichtet worden waren, saßen in der Halle. Ich werde einer charmanten, netten Frau, der Gattin des Direktors, vorgestellt. In Unterhaltung mit ihr sitze ich im Mittelpunkt eines großen Kreises. Um mich herum tiefes Schweigen; alle lauschen auf meine Worte. Ich bin mir der Größe des „historischen Augenblicks" bewußt. Ehrfurchtsvoll wurde ich angestaunt.

Das Auto fährt vor, das mich zur Bahn bringen soll. Ich werfe noch einen Blick auf die prächtige Halle und auf „mein Volk". Die Kellner verbeugen sich. Der Direktor geleitet mich unter vielen Bücklingen hinaus. Letzte Reverenz . . . Das Auto saust ab.

Auf dem Bahnsteig in Eisenach werde ich vom Diener des Kommerzienrats abgeholt. Er selbst und sein Besuch aus Amerika — eine alte Schulkameradin — erwarten mich unten an der Sperre. Ich werde ihr vorgestellt: „Baron v. Korff — Mrs. Harkott aus Toledo." Wir sausten in die Nacht hinaus. Mrs. Harkott, eine etwa fünfzigjährige Dame, geborene Deutsche, noch auffällig jugendlich, klein und rundlich, sehr gepflegt, mit kostbaren Brillanten an den Händen und einem Klemmer auf der Nase, erzählte mir auf der Fahrt nach der Kreuzburg von Amerika und dem dortigen Leben. Da wir jedoch im offenen Wagen fuhren, verstand ich nur die Hälfte. Durch ein Dörfchen geht's, vorbei an Häuschen, durch deren Fenster Lampen schimmern. Dann einen steilen Abhang hinauf; der Wagen hält. Licht flammt auf; ein mächtiges Tor wird aufgerissen und wir fahren in den Burghof. Am Portal empfängt uns die Dienerschaft. Aus irgendeiner Ecke des Hofes stürzt mit wildem Geheul eine Hundemeute hervor. Ungefähr ein Dutzend Dackel, dazu ein prachtvoller Bernhardiner, mit dem ich mich bald anfreunde. Im Schlosse standen überall alte Rüstungen umher. Prachtvolle Teppiche, alte Eichenmöbel, vom Alter dunkle Bilder, Kunstgläser, wuchtige Kachelöfen, eingelegte Tische, Stühle in gepreßtem Leder. Ich erhielt ein Zimmer hoch oben angewiesen, mit dem Blick auf das unten liegende nächtliche Dorf. Die tiefe Stille ringsumher, ein sternklarer Himmel, eine Liliputbahn, die im Tale mit glitzernden Lichterchen daherkroch. Ich glaubte zu träumen . . . Ein verwunschenes Schloß! Nur von Zeit zu Zeit bellten im Hof einige Hunde. Sonst tiefe Stille. Alles so gespenstisch, unheimlich . . . Da wurde ich zum Abendessen gerufen. Ich säuberte mich, zog mir andere Schuhe an und ging hinunter.

Der Hausherr erwartete mich in der Bibliothek, einem in dunkler Eiche gehaltenen Raum. Er zeigte mir einige besonders wertvolle Bände. Daneben lagen neuere Bücher, mein Blick fiel auf Noskes Buch: „Von Kiel bis Kapp." „Ihm haben wir viel zu verdanken," sagte ich mit einem Hinweis auf das Buch. „Er und Ebert sind diejenigen gewesen, die Deutschland 1918 vor dem Untergang gerettet haben." Der Kommerzienrat sah mich überrascht an, sagte jedoch nichts. Verlegen rückte er ein paar Bücher hin und her. Ich merkte, daß er etwas sagen wollte, jedoch wußte er zunächst nicht, was. Ich fuhr daher fort: „Es ist seit jeher meine Ansicht gewesen, daß wir Hohenzollern nur dann verlangen können, gerecht beurteilt zu werden, wenn wir auch diejenigen gerecht beurteilen, die nach uns gekommen sind, zumal sie uns vor dem Allerschlimmsten bewahrt haben. Wir können sie viel eher gerecht beurteilen als die verbissenen, durch irgendwelche Schicksalsschläge verbitterten Parteigänger der Linken." Nervös trommelte der Kommerzienrat mit den Fingern auf einem Buche herum. Noch immer sagte er nichts. Wir schwiegen beide. Dann begann er: „Ich habe dies offene Wort von Ihnen nicht erwartet. Ich danke Ihnen, daß Sie es ausgesprochen haben. Ich halte Ebert für einen der anständigsten Menschen, die wir seit langer Zeit im politischen Leben gesehen haben. Wie leicht wäre es ihm nach seiner Vergangenheit gewesen, radikale Politik zu treiben. Statt dessen hat er Maßhalten und Befriedigung der Geister angestrebt. Von seinen eigenen Leuten drum gescholten, erntete er für seine Klugheit wenig Dank." Durch diesen kurzen Gedankenaustausch war eine Stimmung geschaffen, die uns einander näherbrachte. Ich war auch nicht mehr im mindesten befangen. Ich war Prinz, Prinz auch diesem klugen Manne gegenüber. Mit nervöser Lebhaftigkeit trat jetzt Mrs. Harkott zur Türe ein. Damit war die Intimität unserer Unterhaltung zerrissen. Wir entschlossen uns, in einem Nebenzimmer Platz zu nehmen. Der Kommerzienrat begann, aus einem Buche die Geschichte der Kreuzburg vorzulesen.

(Fortsetzung folgt.)